

Heitkötter, Martina; Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Meier-Gräwe, Uta (Hg.) (2009): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Opladen/ Farmington Hills: Buderich

Eines ist den sechzehn Beiträgen des Sammelbandes „Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien“ gemeinsam: Während aktuelle gesellschaftspolitische Bemühungen, beispielsweise die Verlängerung von KiTa-Öffnungszeiten und der Ausbau der Betreuung von unter dreijährigen Kindern, momentan darauf abzielen, Familien(-leben) arbeitsmarktkompatibel zu gestalten, wird in den hier versammelten Beiträgen die Notwendigkeit deutlich, gemeinsame (Alltags-) Zeit als Grundbedingung des Familienlebens anzuerkennen und damit auch auf eine Aufwertung der „Arbeit des Alltags“ bzw. „Familienarbeit“ - die nach wie vor der Erwerbsarbeit untergeordnet ist - hinzuwirken. Die aktuell starke Fokussierung auf betriebswirtschaftliche Zeitinteressen sei zwar legitim, besäße aber keinerlei Monopolanspruch, so der inhaltliche Konsens. Folglich rücken die HerausgeberInnen Zeit als konstitutives Element von Familie in den Fokus, „denn Beziehungen brauchen Zeit, damit in Partnerschaften, Familien und sozialen Netzen emotionale Bindungen, Vertrauen und wechselseitige Fürsorge entstehen und aufrecht erhalten werden können“ (S. 13).

Viele Beiträge des Sammelbandes basieren auf der Darstellung und Interpretation verschiedener qualitativer und quantitativer Zeitstudien, die sich schwerpunktmäßig mit Familienkonstellationen, Familienphasen und Familienaktivitäten befassen, die von einem besonderen Zeitdruck gekennzeichnet sind. Dazu gehören beispielsweise Themen wie „Familiale Betreuungszeiten“, „Medien“ oder „Beköstigung“, die gerade auch gesellschaftlich zum Teil sehr undifferenziert diskutiert werden. Die „kulturpessimistischen“ Rhetoriken zu diesen Themen sollen an dieser Stelle nicht erneut bemüht werden, denn interessanter ist, dass die AutorInnen anhand empirischer Ergebnisse zeigen können, dass sie schlichtweg nicht stimmen:

Karin Jurczyk kann, neben anderen empirischen Entwicklungen, für das Thema familiäre Betreuungszeiten aufzeigen, dass diese nicht ab- sondern zugenommen haben (S. 53), Andreas Lange zeigt auf, dass jugendliche (hoch)engagierte PC-Nutzer nicht weniger, sondern vielmehr signifikant häufiger in sportliche Aktivitäten involviert sind als Jugendliche, die sich weniger mit dem PC beschäftigen (S. 151f.) und Christine Küster stellt fest, dass es nach

wie vor „häusliche Familienmalzeiten“ (S. 172) zu festen Tageszeiten, in der Regel morgens, mittags, abends (S. 177), gibt, zu denen gegessen wird. Diese Auffächerung der „Unterstellungen“ und die Begegnung mit den „rhetorischen Suggestionen und Unbestimmtheiten“ des öffentlichen Diskurses um Familie und Zeit (Einleitung) kann als eine weitere gemeinsame und durchaus sehr gelungene Anstrengung der verschiedenen AutorInnen verstanden werden. Den Sammelband systematisieren die HerausgeberInnen in vier Themenbereiche:

1. Problemanalyse von Zeitnot und entwerteter Zeit
2. Zeiten in der Familie
3. Zeitliche Verschränkung verschiedener Lebensbereiche
4. Zeitpolitik

Die ersten drei Beiträge nehmen eine Problemanalyse von Zeitnot und entwerteter Zeit vor. Ausgehend von einer engen Verwobenheit des Systems Familie mit gesellschaftlichen Strukturen beschreibt Karin Jurczyk unter dem Topos „Doing Family“, wie sich Familie „sowohl in alltäglicher als auch in biographischer Perspektive“ (S. 39f.) konstituiert. Sie zeigt auf, wie das Wegbrechen von gesellschaftlich vorgegebenen, starren Zeitstrukturen von den Menschen ein alltägliches Vereinbarkeits- und Balancemanagement verlangt, welches den Umgang mit zeitlicher Offenheit, Flexibilität und Beschleunigung einschließt. Eine besondere Bedeutung bemisst sie den interpersonalen, emotionalen und oft körpergebundenen Prozessen zwischen Eltern und Kindern, die sich beiläufig und im „vermischten Tun“ vollziehen. Folglich sei „Zuwendung im Minutentakt kaum möglich und auch nur bedingt funktional“ (S. 43). Zeit für ungeplante Interaktionen zwischen Eltern und Kindern erscheint demnach als zentral, übrigens eine Erkenntnis, zu der auch Andreas Lange in seinem Beitrag kommt. Interessant ist, dass diese Erkenntnisse etwas anders gelagert sind als z.B. die der 2007 erschienen World Vision Kinderstudie, nach welcher nicht die Quantität sondern die Qualität an gemeinsamer (Familien-)Zeit aus Sicht der Kinder ausschlaggebend ist. Hier ist es sicherlich angezeigt, qualitativ ausgerichtete Forschungsprojekte anzusiedeln, die die Perspektive der Kinder berücksichtigen.

Die beiden folgenden Schwerpunktbeiträge spitzen das Thema Zeit zu, indem die jeweiligen AutorInnen Zeit in zwei strukturell benachteiligten Familienformen beleuchten. Benedikt G. Rogge stellt in seinem Beitrag, unter Bezugnahme auf unterschiedliche (inter-)nationale Forschungsergebnisse, die Heterogenität des alltäglichen Lebens von Erwerbslosen in Familien und Partnerschaften dar. Ausgehend von der Annahme, dass Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften nach wie vor der wichtigste Produzent von Zeitordnungen ist, charakterisiert er die Alltagszeit in erwerbslosen Familien „einerseits als eine aus den Zeitordnungen der Erwerbsarbeit entbundene und andererseits in die Zeitordnungen der Familie eingebundene Zeit“ (S. 69). Das Risiko der Entwertung der Alltagszeit und die dadurch zum Tragen kommen-

den Mechanismen der Exklusion und Stigmatisierung hebt er hervor. Mit der Zeitsituation von erwerbstätigen alleinerziehenden Eltern befassen sich Uta Meier-Gräwe und Irene Kahle in ihrem Beitrag. Sie können die enge Verwobenheit der materiellen und zeitlichen Situation von alleinerziehenden Eltern deutlich machen, die sich für männliche Alleinerziehende (die eher Vollzeit erwerbstätig sind) weniger prekär gestaltet als für alleinerziehende Mütter (die viel seltener einer Vollzeiterwerbstätigkeit nachgehen).

Der zweite Schwerpunkt des Buches beschreibt und analysiert die Zeitenverwendung in und von Familie aus ganz unterschiedlichen Perspektiven: Karl Lenz betrachtet das Phänomen der Zeit in und für Zweierbeziehungen, Andreas Lange geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie Kinder und Eltern ihre gemeinsame Zeit gestalten. Aus einer wissenssoziologischen Perspektive, die sich u.a. dadurch auszeichnet, familiäre und individuelle Zeitprobleme nicht (allein) als fehlende Kompetenzen von Individuen sondern als strukturelle Widersprüche der Moderne zu verstehen, beleuchtet Lange ausgewählte Facetten des Umgangs mit Zeit. Anhand des „doing time“ stellt der er, analog zum ‚doing family‘ von K. Jurczyk heraus, wie sich Familien durch Routinen, gemeinsame Aktivitäten und „gegenseitige Beeinflussungsprozesse“ (S.141) konstituieren und welche Bedeutung die verschiedenen Familienzeiten für die Akteure haben. Dass er dabei über die Elternperspektive hinaus auch die Perspektive der Kinder und Jugendliche berücksichtigt, ist ein besonderer Pluspunkt des Beitrags.

Mit dem auf diskursiver Ebene populären Thema des Essens in Familien eröffnen Christine Küster (Ernährungsmuster von Familienhaushaltstypen) und Uta Meier-Gräwe (Choreographien des Essalltags) eine weitere Perspektive auf die Zeitverwendung in Familien. Michael Meuser ist unter dem Titel: „Keine Zeit für die Familie? Ambivalenzen involvierter Vaterschaft“ ein äußerst lesenswerter Artikel gelungen, in dem er einleitend den aktuellen Vaterschaftsdiskurs auch vor dem Hintergrund aktueller (inter-)nationaler Forschungsergebnisse skizziert. Er zeigt auf, dass zwar eine Abkehr vom traditionellen Vaterschaftsverständnis zu verzeichnen ist, dieses jedoch nicht zu einer Veränderung der Praxis von Vaterschaft führt. In seinen Beschreibungen von männlichen Lebensentwürfen im Spannungsfeld zwischen Familie und Erwerbsarbeit wird deutlich, wie beharrlich und „selbstverständlich“ sich das traditionelle bürgerliche Verständnis von Vater- und Muttersein bei den Partnern selbst erweist und sich aber auch in den Haltungen von Arbeitgebern und Kollegen widerspiegelt.

Die Analyse der zeitlichen Verschränkungen von verschiedenen familiären Lebensbereichen bildet den dritten thematischen Abschnitt des Sammelbandes. Frank Bauer stellt, übrigens als einziger Autor in diesem Sammelband, einen internationalen Vergleich zwischen der Zeitverwendung von Paarhaushalten in Deutschland und in Großbritannien an und fokussiert die sich für die Geschlechter ergebenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Christine Klennert und Svenja Pfahl nehmen anhand zweier unterschiedlicher Datentypen eine umfassende Analyse der Arbeitszeiten von Müttern und Vätern vor. Besonders gelungen in diesem Beitrag ist der inhaltliche Exkurs, welcher die Erwerbstätigkeit von Eltern aus Kinderperspektive beschreibt. Ausgehend von der Forderung an in Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik Tätige, Arbeitszeiten im Rahmen eines geschlechtergerechten Zweiverdienermodells (um-)zustrukturieren, ziehen die Autorinnen ein pointiertes Fazit, dessen dezidierte und überzeugende Lösungsvorschläge zum Nachdenken und Diskutieren anregen.

Sabine Geiss und Sybille Picot analysieren die Daten des Freiwilligen-survey von 1999 und 2004 vor der Frage, ob Familien Zeit für freiwilliges Engagement bleibt und wie sich die dafür aufgebrauchten Zeiten zwischen den Geschlechtern, den Generationen und Ost-/Westdeutschland unterscheiden. Die Geographin Caroline Kramer fokussiert in ihrem Beitrag die Formen familialer Zeitverwendung für Mobilität und wie sich diese nach Geschlecht unterscheiden.

Alle vier Beiträge basieren vornehmlich auf der Auswertung empirisch-quantitativer Studien - der Themenschwerpunkt ist daher etwas „zahlenlastig“. Dafür erhält die/der interessierte Leser/in aber auch einen umfassenden Einblick in aktuelle Forschungen und deren Ergebnisse.

Der letzte Schwerpunkt „Zeitpolitik“ bildet einen in sich nachvollziehbaren Abschluss des Sammelbandes. Jürgen Rinderspachers dichter Beitrag zu den konzeptionellen Grundlagen von Zeitpolitik wäre wegen seines eher allgemeinen und nicht nur auf Familie zugeschnittenen Inhalts als Einführung in den Themenschwerpunkt etwas besser platziert gewesen. So ist er zwischen den Beiträgen von Ulrich Mückenberger und Martina Heitkötter verortet, die auf unterschiedliche Art und Weise zentrale Konzepte zeitpolitischen Handelns vorstellen und diskutieren. Dazu greifen beide AutorInnen unterschiedliche vorangegangene bedeutsame Erkenntnisse, wie beispielsweise der starke Einfluss der zeitlichen Strukturen der Erwerbsarbeit auf die vielfältigen Lebenslagen der Menschen, auf und formulieren Visionen für mehr Zeitsouveränität für Familien. In beiden Beiträgen wird deutlich, dass Zeitpolitik nicht als eine „Luxusbeschäftigung“ einzelner Kommunen verstanden werden darf, sondern dass die Verbesserung der zeitlichen Lebensqualität von Familien als System aber auch der einzelnen Familienmitglieder ein gesamtgesellschaftliches Anliegen sein sollte.

Die in dem HerausgeberInnenband vorgenommenen Analysen der unterschiedlichen Zeitstudien verweisen insgesamt auf die Wirkmächtig- und Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterrollen. Diese Erkenntnis überrascht die in der Geschlechterdebatte involvierten Personen sicherlich nicht, belehrt aber diejenigen eines Besseren, die davon ausgehen, dass Frauen im Jahr 2009 trotz Kind(er) ihre Karriere verfolgen können und dass Männer die Betreuung, Versorgung und Erziehung ihrer Kinder partnerschaftlich überneh-

men. Familienleben, Kindererziehung und die „Arbeit des Alltages“ unter der Perspektive von Zeit zu betrachten, zeichnet ein aus gendertheoretischer Perspektive zum Teil desillusionierendes Bild. So ergeben die Analysen von Christine Küster hinsichtlich der zeitintensiven Beköstigungsarbeit beispielsweise, dass diese nach wie vor in der Regel hauptverantwortlich von Frauen geleistet wird, und das auch, wenn Frauen einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Für den Osten Deutschlands könne für den Beköstigungsbereich sogar von einer „Retraditionalisierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungsmuster gesprochen werden“ (S. 175). Die klassische Arbeits- und Rollenverteilung findet sich zudem auch bei Mädchen und Jungen wieder; die Zeitanteile, die Mädchen für haushaltsnahe Tätigkeiten aufbringen, liegen höher als die der Jungen. Auch die Analysen des neuen Vaterschaftsdiskurses von Michael Meuser fallen bisher eher desillusionierend aus, weil sich auch hier die Beharrlichkeit und vor allem auch die Selbstverständlichkeit von traditionellen bürgerlichen Vorstellungen von Vater- und Muttersein zeigt, die bisher eine Veränderung in der Praxis von aktiver Vaterschaft verhindert. Um zukünftig die unterschiedlichen Zeitinteressen in einen (geschlechter)gerechten Ausgleich bringen zu können, gilt es, die Einflussgrößen auf die zeitlichen Handlungsoptionen für Familien zu identifizieren und zu analysieren.

Insgesamt ist den HerausgeberInnen ein spannender, theoretisch ambitionierter Sammelband gelungen, dessen Lektüre WissenschaftlerInnen, PraktikerInnen und Studierenden gleichermaßen zu empfehlen ist. Geboten wird denjenigen, die im weitesten Sinne zur zeitlichen Verfasstheit von Familien arbeiten und forschen, eine differenzierte, empirisch gesättigte Analyse der zeitlichen Alltagsbedingungen von Familien und darüber hinaus interessante (zeitpolitische) Lösungsmöglichkeiten, wie die „rush-hour-of-life“ entschleunigt werden könnte. Zudem lassen sich in vielen Beiträgen Impulse und Inspirationen für eigene Forschungsvorhaben finden, da, wie die HerausgeberInnen anfangs betonen, das Begriffspaar Zeit und Familie noch längst nicht erforscht ist. Aufgrund seiner klaren Systematik und der thematischen Vielschichtigkeit eignet sich der Sammelband auch sehr gut für den Einsatz in Lehrveranstaltungen. Gerade auch die von den AutorInnen vorgenommene kritische Reflexion der Ambivalenzen und Rhetoriken des Themas Familie sowie dessen Betrachtung unter dem Aspekt der Zeitgestaltung bietet die Möglichkeit, mit Studierenden jenseits von normativ und (hoch) idealisierten Argumentationen in die Diskussion zu kommen.

Vera Müncher

Literatur

World Vision (2007): *Kinder in Deutschland 2007*. 1. World Vision Kinderstudie. Frankfurt/Main

Hünersdorf, Bettina (2009): Der klinische Blick in der Sozialen Arbeit. Systemtheoretische Annäherungen an eine Reflexionstheorie des Hilfesystems. Wiesbaden: VS

Der Titel der dieses Jahr erschienene Habilitationsschrift von Bettina Hünersdorf mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Wenn die Leserin oder der Leser mit ihren zahlreichen Publikationen oder Vorträgen vertraut ist, dann ahnt sie resp. er, dass es Hünersdorf beim ‚klinischen Blick‘ weniger um Medizin oder um die klinische Sozialarbeit, vielmehr um eine systemtheoretische Reformulierung der Termini gehen wird. Derartige „Redescriptionen“ (17) sind paradigmatisch für die gesamte, äußerst voraussetzungsreiche Arbeit, wobei das vorwiegend systemtheoretische Vokabular wie „Einheit von Differenz“ eher gesetzt wird oder vermächtnishaft geisteswissenschaftlich geprägte Begrifflichkeiten wie „Wohl und Wille“ ohne Neukonturierung wiederbelebt werden. Das mag das systemtheoretisch weniger geschulte Ohr und Auge stutzig machen – oder eben erfrischen, indem diese bestehende Sichtweisen herausfordern, das allzu Selbstverständliche entfremden und Reflexion provozieren.

Unter dem ‚*klinischen Blick*‘ wird in der Arbeit aus einer systemtheoretischen Perspektive die „Selbstbeschreibung eines Funktionssystems“ mit dem Anspruch, eine Reflexionstheorie zu sein, verstanden (12). Ausgehend davon, dass professionelle Praxis Reflexion voraussetzt, charakterisiert Hünersdorf *Hilfeplanung* als ein den kommunikativen Dienstleistungsvollzug reflexiv steuerndes, „eigenes Interventionssystem“ (13) und bestimmt *Sozialpädagogik* als „Reflexionstheorie der Intervention“ (14). Unter *Sozialarbeit* wird der „Hilfsvollzug zwischen der Leistungs- und der Publikumsrolle“ (ebd.) sowie unter *Sozialer Arbeit* die „Einheit der Differenz von Sozialpädagogik und Sozialarbeit“ (ebd.) subsumiert, ohne auf die verwendeten Begrifflichkeiten spezifischer einzugehen. Neben den Bestimmungen der zentralen Termini wird in der Einleitung die Aufbau-logik der Habilitation plausibilisiert. Die Kernfrage: ob und wie sich das Hilfesystem als autopoietisches System beschreiben lässt, kristallisiert sich durch die Darstellung des Vorgehens heraus.

Die für die Argumentationslogik wesentliche, buchstäblich an Luhmann angelehnte Klärung systemtheoretischer Kernterminologien, wie Kommunikation, soziale und psychische Systeme, binäre Codierung etc., werden im ersten Kapitel auf dreizehn Seiten vorgenommen. Die Differenz zwischen Erleben und Handeln (23) erscheint hier besonders relevant, da die Autorin von einer „Handlungstheorie im systemtheoretischen Sinne“ (94) spricht, welche eine Reformulierung des Begriffs voraussetzt. In Abgrenzung zu durch fremdreferentielle Attribuierung gekennzeichnetes ‚Erleben‘ sei ‚Handeln‘ dem

System selbst zugerechnet und demnach selbstreferentiell. Dementsprechend wird ‚Handeln‘ in der Sozialen Arbeit den Sozialarbeitern sowie den Sozialpädagogen zugeschrieben (24).

Kapitel zwei geht der Frage nach, wie das Hilfesystem als autonomes Funktionssystem möglich sei, wenn das Vorhandensein eines eigenen Kommunikationsmediums als Autonomiekriterium gelte und darüber das Hilfesystem nicht verfüge. Hünersdorf rekonstruiert aus einer systemtheoretisch orientierten historischen Perspektive die Bedeutung der „symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien“ (33), der der Familie zugeordneten ‚Liebe‘ sowie der das politische System kennzeichnenden ‚Macht‘ für das Hilfesystem. Sie zeigt erstens am Beispiel der *Pflegschaft* vernachlässigter Kinder auf, wie sich das Hilfesystem aus der Familie ausdifferenzierte (41ff). Zweitens expliziert sie in Anlehnung an Foucault auf Basis des wohlfahrtsstaatlich konstituierenden Nationalstaats, wie das Modell der Disziplinarmacht (47f) in der *staatlichen Ersatzerziehung* übernommen und durch die Verknüpfung von Macht und Wissen (54f) aus weiteren Funktionssystemen (Gesundheitssystem) die Ausrichtung auf Prävention und dadurch die Kooperation des ‚Publikums‘ ermöglicht wurde. Weiter mit Foucault argumentiert die Autorin, dass das Scheitern des Gefängnisses das „Gesetz der Norm“ samt „Normalisierungsrichtern“ in Form von Ärzten, Pädagogen und Sozialarbeitern“ (62) mit dem Ziel der „Erziehung zum Bürgertum“ (64) hervorgebracht habe. Da insbesondere das zweite Kapitel aus weiteren Publikationen eingefügte Stellen beinhaltet, stellt dieses anregende Exkurse, wie zum Beispiel über das Phänomen der Liebe (36-40), dar, wenngleich die Einbindung in den Gesamtzusammenhang recht lose erscheint. Die Relation von Gesundheitssystem und Gesundheitsfürsorge sowie deren Etablierung als „systemspezifische Umwelt des Gesundheitssystems“ (69) zeigt das Kapitel „Wissen und Macht“ historisch auf. Am Beispiel der Tuberkulosefürsorge (70) legt Hünersdorf die soziale Bedeutung von Gesundheit dar und thematisiert die Differenz zwischen dem panoptischen und medizinisch hervorgebrachten sozialhygienischen Blick, wobei letzterer auf Prävention und dadurch auf „das Leben, das zivilisiert werden soll“ (72), ausgerichtet ist. Damit verbunden sind Konsequenzen für den Autonomieaspekt des Fürsorgesystems gegenüber dem politischen System.

In den folgenden Kapiteln wird die lebensweltorientierte Sozialpädagogik (Kapitel 4) sowie die geisteswissenschaftliche Tradition (Kapitel 5) systemtheoretisch reformuliert. Vielversprechend hinsichtlich der Entwicklung einer sozialpädagogischen Reflexionstheorie scheint der lebensweltorientierte Ansatz, da in diesem jedes Verhalten, auch das abweichende, als potentielle Lebensbewältigungsform angesehen und der Fokus demnach auf selbstreferentielle Attribuierung gerichtet wird (94ff). Durch die Selbstreferentialität könne sich der Adressat ‚Handeln‘ zuschreiben (96), was bei Hünersdorf mit Aktivierung, Kontextarrangement sowie Selbstverantwortung – quasi mit

„Wille“ – einhergeht. Quasi-private, inszenierte moralische Kommunikation zwischen dem Sozialpädagogen und dem Adressaten, welche durch den schauspielhaften Charakter Distanz gewährt und ins Ästhetische übergeht, fungiert bei der Autorin als Ermöglichung der Selbstreferentialität. Der Rückgriff auf die geisteswissenschaftliche Pädagogik ohne kritische Auseinandersetzung mit Flitner, Nohl und den von ihnen verwendeten Terminologien im Kapitel „Erziehungswirklichkeit“ gründet in der sozialpädagogischen Anschlussfähigkeit des „pädagogischen Bezugs“. Hünersdorf zeigt auf, wie die Autonomie des Jugendlichen (und dazu komplementär des Sozialpädagogen) in der Differenz zwischen abweichendem, ja widerständigem Verhalten und sozialer Erwartungshaltung konstituiert. Im anschließenden Kapitel wird am Beispiel der Jugendfürsorge dargelegt, wie Bildungswirklichkeit im Rahmen eines individualisierten Unterrichts die Einheit der Differenz von Wohl und Wille stiftet. Die Autonomie des Jugendlichen zeige sich hier in der Abweichung vom Hilfeempfängerstatus, die des Professionellen von der Leistungsrolle. Die Relevanz des Wechselspiels zwischen Bildungs- und Hilfswirklichkeit sowie der durch Bildungswirklichkeit konstituierte Individualität wird im Kapitel sieben auf knapp vier Seiten thematisiert. In einem riskanten Bezug auf evolutionstheoretische Semantiken der Variation, Selektion sowie Restabilisierung im Sinne Luhmanns thematisiert die Autorin die potentielle „Evolution der Jugendfürsorge“ (143) zu einem autonomen Hilfesystem.

Als Kriterien dafür, dass sich im Hilfesystem ein Bildungssystem ausdifferenzieren kann, nennt Hünersdorf auf der strukturellen Ebene einerseits die Entwicklung der Sozialpädagogik als empirische Wissenschaft, andererseits akzentuiert sie die Bedeutung der Organisation als Garant der Ausdifferenzierung. Die folgenden Kapitel diskutieren die beiden Aspekte. Der methodisch-methodologische Zugang erfolgt mittels ethnographischer Forschung in einem Altenpflegeheim, wobei es eher die Methode der teilnehmenden Beobachtung ist, die besondere Berücksichtigung erfährt. Ein zweiseitiger Protokollauszug einer Frühstücksszene wird sequenzanalytisch präzise rekonstruiert, wodurch einzelne Analyseschritte transparent gemacht und die Nachvollziehbarkeit der Interpretation verstärkt werden. Die Fragen, in wie weit die Beobachterin das pädagogische Setting mit konstituiert sowie welche Differenzen die Beobachtung selbst erst hervorbringt, erfahren in der theoretischen Auslegung sowie in der Analyse kaum Berücksichtigung. Bei der Kombination ethnographischer Forschung mit der Systemtheorie Luhmann'scher Prägung bleiben Fragen nach der Kompatibilität offen: Inwieweit wird die Potentialität des der Methode der teilnehmenden Beobachtung inhärenten induktiven Vorgehens eingeschränkt, wenn ein so massiv auf Differenz angelegter Ansatz den Blick präformiert? Kapitel zehn zeigt auf, wie das Bildungssystem bzw. die Kulturalisierung des Hilfesystems durch Organisation sichergestellt werden kann. Als Beispiel hierfür fungiert Hilfeplanung als Interventionssystem im Sinne

eines individualisierten Unterrichts mit dem Zweck, durch Kontraktmanagement und Wettbewerbsorientierung zur Flexibilisierung der Jugendhilfe beizutragen. Rekuriert wird auf die klassischen Phasen der Hilfeplanung: Anamnese, Diagnose, Intervention und Evaluation, welche in der Analogie im Sinne von Erziehungswirklichkeit, Bildungswirklichkeit, Hilfewirklichkeit sowie Restabilisierung sozialpädagogischer Wirklichkeit entfaltet werden. Allerdings bleibt die Autorin an der Stelle der Frage schuldig, aus welchen Gründen die Analyse eines Protokolls auszugsweise aus dem Kontext Alterspflegeheim als empirisches Beispiel fungiert, wo dieser Kontext sich von der Jugendhilfe auf mehreren Ebenen unterscheidet und wie Hünersdorf selbst anmerkt, über keine behördlich organisierte Hilfeplanung verfügt (203). Eine teilnehmende Beobachtung in der Hilfeplansituation hätte die idealisiert anmutende Konstruktion des Settings relativiert werden können.

In dem abschließenden Kapitel wird resümierend betont, dass das Hilfesystem als autopoietisches System durch die Komplementarität des ‚klinischen Ortes‘ und ‚klinischen Blickes‘ ermöglicht werde. Als ‚klinischer Ort‘ zeichnet sich die Hilfeplanung als Interventionssystem des Hilfesystems aus, welcher im Rückgriff auf die Reflexionstheorie des Hilfesystems (Sozialpädagogik als „klinischer Blick“) reflexiv steuert sowie das Hilfesystem strukturell sichert. Diese organisierte Praxis konstituiert den Adressaten als autonomen Bürger, der Inanspruchnahme von Hilfen zur Erziehung zu Trotz.

Eine Habilitationsschrift mit dem Titel „Sozialpädagogik als Reflexionstheorie des Hilfesystems“ (14), die in der Arbeit entfaltet wird, würde womöglich genauso viel Aufmerksamkeit finden wie „Der klinische Blick in der Sozialen Arbeit“. Allerdings wäre da die Möglichkeit des Hinterfragens, des Jonglierens mit entfremdeten Terminologien kaum in dieser Form gegeben wie hier. Im Rahmen der Arbeit wird mit divergenten Theorien (Systemtheorie, Machttheorie, Performativitätstheorien, Konstruktivismus) agiert, ohne das Verhältnis der Ansätze zueinander zu klären. Verwendet werden systemtheoretisches Vokabular sowie machttheoretische Semantiken als sich gegenseitig ergänzend, ohne die Frage nach der Kompatibilität zwischen der Systemtheorie Luhmann'schen couleur und Foucault's Machttheorie, die den Text eher implizit aber unübersehbar durchwebt, zu stellen. Der Umgang mit divergenten Theorien und Termini erscheint dadurch recht harmonisierend und nivellierend. Da zudem die Angemessenheit der Systemtheorie kaum hinterfragt und der Luhmann'sche Ansatz meist unkritisch rezipierend übernommen wird, als sei dieser Zugang mittlerweile common sense, entzieht sich der Ansatz der Legitimation und die Autorin einer kritischen Positionierung. Um der Argumentation näher zu kommen, scheint das Lesen der Fußnoten unerlässlich, wenngleich sie sich mancherorts über drei Seiten erstrecken (92) und nicht nur weiterführende (Parallel-)

Diskurse, sondern konzeptionelle Klärungen sowie die Erörterung zentraler Kategorien und Verhältnisse (48, 94, 129) beinhalten.

Die wesentliche Relevanz der Systemtheorie insbesondere im (sozial-) pädagogischen Kontext könnte primär darin begründet liegen, dass diese eine nüchterne, ja klinische, analytisch kategorisierte Systematik bietet, welche ohne Normativitätsbezug, ohne Wertung und moralische Aufladung auskommt. Es stellt sich die Frage, in wie weit diese Möglichkeit eingeschränkt, wenn nicht untergraben wird, wenn mit den normativen Kategorien von „Wohl und Wille“ argumentiert wird. Die Arbeit zeigt innovativ auf, welche neue Sichtweisen, Fragestellungen und Blickwechsel entstehen, wenn Erziehungswirklichkeit im Spannungsfeld von Ethnographie und Systemtheorie untersucht wird.

Veronika Magyar-Haas

Claudia Bruns (2008): Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880-1934). Köln: Böhlau

Michel Foucaults Gouvernementalitäts- und Raewyn Connells Hegemonietheorie bilden die theoretische Grundlage, auf der sich Claudia Bruns den Diskursen und Praxen nähert, die während des Kaiserreiches und der Zwischenkriegszeit um den Topos „Männerbund“ kreisten. Im Mittelpunkt ihrer Betrachtung steht dabei Hans Blüher und seine Interpretation des „Wandervogels“ als homoerotischem Bund, in dem „Männerhelden“ mit ihrem sie liebenden Jünglings-Gefolge das Modell einer neuen Gesellschaftsordnung legen. Die entsprechenden Männlichkeitsentwürfe zeichnet insbesondere eine feindliche Übernahme weiblicher Attribute aus: In der ganzheitlichen Persönlichkeitssynthese der hypervirilen Männerbündler sollte sich eine „omnipotente Androgynie“ (S. 397) verwirklichen, die Frauen als komplementäre (Sexual-)Objekte überflüssig machen sollte. „Eros“ und „Logos“ fänden im Männerhelden zusammen, (sublimierte) Homosexualität stifte den Zusammenhalt.

Die bündische Gemeinschaft kam nicht ohne Feindbilder aus: Propagierete Blüher zunächst antifeministische Vorstellungen, so schwenkte er, spätestens als er selbst aufgrund seiner Positivierung der Homosexualität und seiner Bezugnahmen auf Psychoanalyse und Sexualwissenschaft als „verjudet“ angegriffen wurde, zum Antisemitismus um. Der 'Jude' erschien ihm als Gestalt des geschlechtlich Widersprüchlichen, Gespaltenen und damit als das Gegenteil der ganzen und heilen „Männerhelden“. Blühers Feindschaft gegen die „Tanten“, d.h. als effeminiert wahrgenommene Homosexuelle, bildete gemeinsam mit der hinter dem Antifeminismus liegenden Misogynie aber eine Konstante seines Denkens. Das diskursive Um- und Vorfeld dieses maskulinistischen Männlichkeitsentwurfes leuchtet Bruns gründlich und materialreich aus. Neben Bachofen und Schurtz nimmt sie sich dabei u.a. auch Sigmund Freud vor und legt überzeugend dar, dass auch die psychoanalytische Theorie maskulinistische Gedanken aufgenommen hat.

Unterbelichtet bleibt dabei allerdings, dass Blühers Denken in seinem „Zurückgehen auf die eigene romantische Natur“ und die „Hinführung zum ‚wahren‘ Ich“ (S. 271) der Psychoanalyse widerspricht. Letztlich endet es in einer mystischen Metaphysik, die den „Eros“ als Ort der „tiefsten Wahrheiten des Individuums“ (S. 361) ausmacht. Angesichts des Bemühens der Psychoanalyse, die Gewordenheit und Widersprüchlichkeit der Subjekte zu erkunden, lässt sich dagegen „Freuds Sexualtheorie als eine der ersten ‚queer studies‘ betrachten“ (Quindeau 2008, 11), die identitäre ‚Wahrheiten‘ grundlegend in Frage stellte. Bis auf diesen Punkt ist Bruns Darstellung aber

in ihrer Ausführlichkeit und Komplexität rundum gelungen. Ihr (kurzer) Ausblick auf die weitere Diskursentwicklung hin zum Nationalsozialismus fällt leider hinter dieses Niveau zurück und es haben sich hier auch ein paar Ungenauigkeiten eingeschlichen: Alfred Baeumler war nie „Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ (S. 459). Die SS als männerbündische Organisation einzuordnen (S. 463) ist zweifelhaft (vgl. z.B. Schwarz 1997, 17ff). Entsprechende Literatur nimmt Bruns nicht zur Kenntnis.

Bruns Buch beschränkt sich nicht auf die Ideengeschichte. Sie will vielmehr getreu ihrer theoretischen Herangehensweise die Ebenen von „Macht, Wissen und Subjektkonstitution“ (S. 9) in ihrer wechselseitigen Durchdringung analysieren. Dies gelingt zunächst sehr überzeugend, lädt aber auch zum Weiterdenken ein: Bruns fasst „Subjektkonstitution“ und „Subjektkonstruktion“ (S. 418) – beide Begriffe benutzt sie synonym – als Selbstdeutung im Spiegel der Diskurse, die es ermöglicht, Erlebnisse nachträglich in sinnhafte Erfahrung umzuwandeln. Bruns hebt dabei die affektive Qualität der so generierten Erfahrungen, z.B. die „affektive Besetzung von Exklusionsstrategien gegen Frauen und Juden“ (S. 329) hervor. Diese „affektive Besetzung“ macht sie anhand der Biographie Blüchers deutlich, indem sie zeigt, wie (affektive) Kindheits- und Jugenderlebnisse in den Männerbunddiskursen und -praxen ihren Ausdruck fanden. Dies ist problemlos anschlussfähig an die sozialpsychologische Forschung zur subjektiven Aneignung von Diskursen als Affekt-Container. Bruns selbst geht diesen Schritt aber nicht und verzichtet damit auf eine genauere Analyse des affektiven Gehalts. Die *Konstitution* des Subjekts, mit der die *Konstruktion* im Wechselspiel steht, bleibt unbeleuchtet. Was wird hier männerbündisch verarbeitet?

Durch das Verbleiben auf der Konstruktionsebene gelangt nur das Manifeste an den untersuchten Diskursen in den Blick, das ihnen unbewusst, aber unabtrennbar Unterliegende (etwa die Angst vor und das Attrahiertwerden von Weiblichkeit oder die narzisstische Wut, die den Mangel der Eingeschlechtlichkeit nicht akzeptieren will) wird in seiner Genese und subjekt-konstituierenden Wirkung nicht untersucht. Hier hätte es weitergeholfen, die Psychoanalyse nicht nur als Objekt der Forschung zu betrachten, sondern sie – selbstverständlich kritisch – auf ihre Erklärungspotentiale hin zu befragen.

Claudia Bruns anregendes Buch verbleibt mit Michel Foucault und Raewyn Connell auf der schon seit etlichen Jahren in den Geschichtswissenschaften prosperierenden, i.w.S. diskursanalytischen Ebene, liefert aber zugleich auch Ansätze, diese Perspektive um eine subjekttheoretische zu ergänzen.

Literatur:

Quindeau, Ilka (2008): Psychoanalyse, Paderborn: UTB

Schwarz, Gudrun (1997): Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der „SS-Sippengemeinschaft“, Berlin 2001: Aufbau

Homfeldt, Hans-Günther; Schrör, Wolfgang; Schweppe, Cornelia (Hg.) (2008): Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs. Weinheim/München: Juventa

„In der Logik des Nationalstaates gilt ein Leben mit zwei oder gar mehr Heimatn immer noch als ein Problemfall“ – das schreiben Ursula Apitczsch und Irini Siouti in ihrem Aufsatz „Transnationale Biographien“ (S. 97ff.) und konkretisieren die im vorliegenden Band nachzulesenden Reflexionen auf Transnationalität, Transnationalisierung und Transkulturalität aus der Perspektive der Biographieforschung, indem sie zeigen, dass eine solche Defizitperspektive wesentlich zu kurz greift, wollen wir die Dynamiken von Transmigrationsprozessen verstehen. Wie alle anderen AutorInnen der thematisch breit angelegten Edition verdeutlicht auch dieser Text, welche Erkenntnispotentiale wir gewinnen, wenn wir die genannten Konzepte – in Anlehnung an Wolfgang Welsch – als eine Brille benutzen, um „dem heutigen Weltzustand und seiner Komplexität gerecht zu werden“ (S. 235). Dann gelangen supranationale Organisationsprozesse der Sozialen Arbeit ebenso in den Blick wie das Verhältnis von globalen und lokalen AkteurInnen und Zugehörigkeiten, pluri- und translokale Räume werden sichtbar und Kultur wird generell zu einem Geflecht hybrider Identifizierungen, die Wolfgang Welsch vor dem Hintergrund seiner Kritik an völkischen Konstruktionen von Kultur auf den Punkt bringt, wenn er schreibt „Wir sind kulturelle Mischlinge“.

Fragen wir mit diesem Blick „Wer sorgt für wen?“ entsteht ein ebenso komplexes Bild von Transmigrationsprozessen, lokalen und globalen Beziehungsdynamiken und Unterstützungsnetzwerken, verbunden mit der Eröffnung neuer Freiräume auf der einen Seite, aber auch der Herausbildung neuer, transnationaler „Zonen der Verwundbarkeit“ (Castel) auf der anderen Seite. Dies wird schon im Einleitungsbeitrag der HerausgeberInnen deutlich, wenn sie – nach einer ersten Begriffsklärung und Einordnung des Konzepts Transnationalität – auf „Transnationale private Dienstleistungen und Familien“ und „Transnationale communities und Selbstorganisationen im Kontext von Transmigration“ reflektieren (S. 11ff.). Dabei wäre es ebenso treffend, wenn nicht sogar treffender von „Transnationalen privaten Dienstleistungen und Geschlechterverhältnissen“ zu sprechen, denn die „global care chains“ (Hochschild, zitiert auf S. 12), verstanden als eine Reihe von persönlichen Verbindungen von Personen weltweit, die bezahlte oder unbezahlte Arbeit leisten, sind eingebettet in die jeweiligen Geschlechterordnungen der verschiedenen gesellschaftlichen Kontexte, in denen sich TransmigrantInnen

bewegen. Diese Dynamik wirft spannende Fragen nach dem transnationalen Wandel von Geschlechterverhältnissen im Zusammenhang von Sorgearbeit und Migration auf: Ist care einerseits immer noch weiblich konnotiert, gelangen Frauen andererseits zunehmend in die Rolle der Familienernährerin, was aber wiederum nicht damit verbunden sein muss, dass die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern, beispielsweise bei der Versorgung von Kindern oder der Pflege von Angehörigen, sich verändert. Es stellt sich vielmehr die Frage, ob Care nicht „weiblich“ bleibt und wir es einfach nur mit der transnationalen Reorganisation der Arbeitsteilung zwischen Frauen (und zwischen Männern) zu tun haben, die eher zur Restrukturierung von Geschlechterhierarchien beitragen als diese zu erschüttern oder zu verändern.

Die Frage, wieso Weiblichkeit und Sorge so hartnäckig miteinander verflochten sind, diskutiert Margrit Brückner in ihrem Beitrag „Kulturen des Sorgens (Care) in Zeiten transnationaler Entwicklungsprozesse“ und kontextualisiert so ihre anschließenden Ausführungen zum „besonderen Verhältnis von Care und Migration“. Hierbei verknüpft Brückner Erkenntnisse zur transnationalen Abschöpfung der Sorgekapazitäten von Frauen mit grundsätzlichen Fragen nach dem Verhältnis von sozialer Ungleichheit, Ungerechtigkeit und einer „Kultur des Sorgens in einer sozial verantwortlichen Welt“ (S. 180). Dass diese Welt schon lange nicht mehr den Logiken des Nationalstaates folgt und die Herausbildung einer solchen Kultur auch eine transnationale ist, versteht sich nach der Lektüre des sehr lesenswerten Sammelbands von selbst.

Mechthild Bereswill